

Praxis. Ausüben. Begreifen.

Herausgegeben von
Michael Corsten

280 Seiten · broschiert · € 39,90

ISBN 978-3-95832-241-7

© Velbrück Wissenschaft 2021

MICHAEL CORSTEN

Einleitung – Praxis ausüben begreifen

Der Titel dieses Bandes¹ stellt drei Begriffe in eine Reihe. Worauf soll damit hingewiesen werden? Welche Verbindung besteht zwischen den Worten? Könnte die Reihenfolge auch eine andere sein?

Dass Praxis und Ausüben zueinander passen, ist in unserer Sprache nicht ungewöhnlich. Wer von Praxis spricht, stellt sich vor, dass etwas getan, ausgeübt, vollzogen wird. Wäre die Praxis dann dieses »Etwas«, das

1 Dank gebührt Frau Marietta Thien, Verlagsleitung Velbrück Wissenschaft, für ihre Geduld mit dem Eintrudeln der Beiträge und Frau Jana Katczynski für ihre redaktionelle Bearbeitung des Manuskripts. Besonderer Dank geht an Sonja Dinter, der Koordinatorin des GRK »Ästhetische Praxis«, die nicht nur einzelne Beiträge gegengelesen, sondern zum Schluss den ganzen Band nochmals durchgesehen hat.

getan, ausgeübt oder vollzogen wird? Wenn wir es in dieser konventionellen Form lesen, bezöge sich dann das Begreifen auf die Ausübung der Praxis? Daran schließen sich zwei Fragen an:

(1) Macht es überhaupt sprachlich Sinn, von einer Ausübung der oder einer Praxis zu sprechen? Oder ist dies nicht ein Pleonasmus, indem gesagt wird, dass die Praxis praktiziert oder das Tun getan wird? Weshalb, anders gefragt, muss das Tun als Praxis zum einen substantiviert und als Ausüben andererseits noch durch ein Tätigkeitswort beschrieben werden? Muss der Tätigkeitsaspekt nochmals hervorgehoben werden – oder umgekehrt: muss die Praxis gegenüber dem Umstand, dass etwas getan wird, durch die Form des Substantivs verdinglicht werden? Wozu diese Entfaltung von zwei Kategorien?

(2) Drängt etwas an der Ausübung von Praxis zum Begreifen? Ist die Praxis also im Vollzug des Ausübens, des Tuns irgendwie unvollkommen in der Hinsicht, dass in ihr etwas nicht begriffen, also unverstanden, unerklärt oder unreflektiert bleibt, was jedoch zur Ausübung der Praxis in irgendeiner Weise beitragen würde? Müssen wir also über Praxis in Form einer Trennung von Tun und Begreifen sprechen oder denken? Oder verpflichtet umgekehrt der Begriff der Praxis zu einer Überwindung dieser Trennung von Tun und Begreifen?

Der Titel des vorliegenden Bandes verweist auf Rätsel, darauf, dass am Verständnis der Praxis noch etwas undurchsichtig geblieben ist, dass es zumindest etwas zu klären gibt. Zugleich soll damit jedoch auch ein Standpunkt oder Blickwinkel angedeutet werden.

Aus der Praxis heraus die Welt begreifen

Der Titel »Praxis. Ausüben. Begreifen.« meint also auch ein Motto. Doch was soll es heißen, dass die Welt aus der Praxis heraus begriffen wird oder zu begreifen ist, und nicht von woanders? Schon gar nicht von diesem gewissen »view from nowhere«, den Thomas Nagel als den Standpunkt der analytischen Philosophie und Wissenschaftstheorie identifiziert hat. Also kein Standpunkt oder Blickwinkel soll eingenommen werden, der eine Objektivität oder Unparteilichkeit aus einem (n)irgendwo befindlichen »Ganz Außen« für möglich hält. Wer in der Praxis ist, der übt etwas aus und befindet sich damit inmitten eines bestimmten Geschehens, inmitten einer besonderen und im Fluss befindlichen Welt. Inmitten der Praxis – im Tun – sind die, die verstehen, klären oder begreifen wollen, konkret in etwas involviert und situiert. Sie können aus der konkreten, historischen, sozialen und materiell-physischen Umgebung ihres Tuns nicht heraustreten und von einem vorgestellten Blick von einem Außen auf ihr Tun zurückschauen. Der Blick auf das Tun entfaltet sich im Prozess des Tuns, aus der Zeitlichkeit des Tuns heraus, das aus der Gegenwart des

Tuns auf das bisher Getane zurückschauen und auf die Fortsetzung des Tuns vorausschauen kann.

Hierin liegt womöglich eine Antwort auf die beiden Fragen zuvor. Das Tun ist nicht bruchlos; zeitlich unterteilt es sich selbst in eine Abfolge von Handlungen, die dennoch als fortsetzbares Ausüben einer Tätigkeit (im Sinne Leontievs) begriffen wird. Die Tätigkeit als »Doing«, wie es heute gerne mit einem Anglizismus bezeichnet wird, setzt sich dann zusammen aus einer als Fortsetzung von zurechenbaren, zeitlich weiter unterscheidbaren »Dos«.

Die Praxis als Tätigkeit, als Fortsetzbarkeit eines Doings, ist in dieser Perspektive stets durch die Möglichkeit des Unterbrochen-Werdens herausgefordert. Die einzelnen Bewegungen, Schritte oder Züge des Tuns können neue Richtungen einschlagen, sich selbst aus der Bahn werfen oder einfach abbrechen, von selbst aufhören.

Weil dem so ist, muss sich das Tun in jedem Zug der fortgesetzten Praxis als Ausübung einer Tätigkeit begreifen, nur so kann ein Gerade-Tun von etwas (als momentanes »etwas ausüben« in Verbform) auf das Tun (als vorgestellte Tätigkeit im Substantivform) rekurrieren und sich rückvergewissern im, beim, inmitten eines Tun(s) zu sein.

Herkünfte und Aktualität von Theorien der Praxis

Diejenigen, die über Praxis reden, verbinden und beanspruchen meist viel mit ihr. Wissenschaftliche Ansätze, die sich diesen Begriff zum Ausgangspunkt wählen, werden häufig einem vermeintlichen Standardprogramm gegenübergestellt, von dem gesagt wird, es verstricke sich in Widersprüche und Selbst-Missverständnisse, wie etwa der schon zitierte »view from nowhere«. Zudem sei es auf problematische Weise mit einem auch politisch-praktischen Denken der Moderne verstrickt.

Tatsächlich sind von der Neuzeit an bis in das 21. Jahrhundert hinein praxistheoretische Klassiker zu finden, die in einer solchen kritischen Haltung mit Überbietungsanspruch auftreten. Karl Marx zum Beispiel, wenn er von einem praxistheoretischen Standpunkt aus, der zugleich historisch-materialistisch sei, den Deutschen Idealismus in gut dialektischer Manier aufzuheben sucht. Aber auch John Dewey oder William James setzen ihren Pragmatismus ab von Strömungen, deren einerseits objektivierend empiristische und andererseits systematisierend rationalistische Vereinseitigungen sie überwinden wollen. Und ähnlich finden wir auch in der »Spätphilosophie« Ludwig Wittgensteins ein Abrücken vom Programm der analytischen Philosophie in ihren Spielarten des Logischen Empirismus.

Wittgensteins Theoriestrategie besteht darin, die Praxis selbst zum Ausgangspunkt des Denkens über oder der Beschreibung der Praxis zu machen, so wie es etwa in seinem Diktum »Sieh auf das Sprachspiel als das

Primäre!« (Wittgenstein 1984: 477, § 656, kursiv im Original, dA) deutlich wird. Praxis besteht im Zusammenhang von Tätigkeiten und Sprechen, von Lebensform und Sprachspielen. Da die Praxis aus Lebensform und Sprachspielen das Primäre, der Ausgangspunkt sei, sollten wir den Versuch einstellen, nach einer weiteren Erklärung zu suchen, wo eine Beschreibung genügt: »Unser Fehler ist, dort nach einer Erklärung zu suchen, wo wir die Tatsachen als »Urphänomene« sehen sollten. D.h., wo wir sagen sollten: dieses Sprachspiel wird gespielt.« (Wittgenstein 1984: 476, § 654, kursiv im Original). Und weiter: »Alle Erklärung muss fort, und nur Beschreibung an ihre Stelle treten.« (Wittgenstein 1984: 298f., § 109). Wir begreifen die Praxis nicht, indem wir sie erklären, sondern indem wir sie in ihrem Fortgang beschreiben.

An Argumentationsweisen dieser Tradition knüpfen heute auf vielfältige Weise praxistheoretische Ansätze in der Philosophie, in den Kulturwissenschaften, in den Sozialwissenschaften und auch in den Erziehungswissenschaften an. Im Einklang mit einem hybriden Verständnis von Wissenschaft fassen sie sich meist transdisziplinär auf und streben an, Grenzen zwischen Fachwissenschaften zu überschreiten.

Diese neueren Ansätze entstammen einer praxistheoretischen Tradition, die im 20. Jahrhundert durch den Neo-Pragmatismus und durch neo-marxistische Praxiskonzeptionen übermittelt wurde. So knüpfen etwa Richard Rorty, Robert Brandom oder Charles Taylor an die US-amerikanische Tradition der Chicago School (John Dewey, William James, George H. Mead) an und haben vor allem die »die pragmatische Wende des linguistic turn« (Sandbothe 2000b) in der analytisch geprägten angelsächsischen Philosophie vorbereitet. Im deutschen Sprachraum waren es Vertreter der »Frankfurter Schule« wie Max Horkheimer, aber auch Jürgen Habermas, die im Verbund mit Vertreter:innen der ungarischen Philosophie wie Agnes Heller oder Ferenc Feher die zumindest teils marxistisch inspirierte Tradition der Budapester Schule (Georg Lukacs, Karl und Michael Polanyi oder Karl Mannheim) weitergeführt haben.

In Frankreich war es besonders Pierre Bourdieu, der in einer Verbindung aus Karl Marx, Max Weber und der Tradition des französischen Strukturalismus eine neuartige Form der marxistischen Praxistheorie entwickelt hat.

Diese Traditionen stehen im Hintergrund, wenn spätestens ab den frühen 2000er Jahren von einer »Renaissance des Pragmatismus« (Sandbothe 2000a) gesprochen wird, und diese Renaissance in den USA, Frankreich und Deutschland prominente Vertreter:innen hervorbringt, auf die sich die aktuelle Debatte bezieht. Auf den »PracticeTurn« (Schatzki et al. 2000) oder das »Practicing Culture« (Calhoun & Sennett 2007) in den USA, auf die Praxis-Soziologie der Konventionen von Luc Boltanski, Eve Chiapello oder Laurent Thévenot (vgl. Diaz-Bone 2011) in Frankreich oder die vielfältigen Anschlüsse an Praxistheorien und Pragmatismus im deutschsprachigen Raum um Hans Joas (1992, 2000) oder Andreas Reckwitz

(2000) zeigen oder in den Sammelbänden von Alkemeyer et al. (2015) oder Bedorf & Gerick (2019), aber auch schon in der Kollektion von Gebauer & Wulf (1993) als »neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus« ihren Ausdruck fanden.

Praxis – ein opaker Begriff?

Es ist von verschiedenen Seiten – in diesem Band zum Beispiel von Gregor Bongaerts – mit Recht bemerkt worden, dass der Terminus der Praxis zwar gerne als Schlüsselbegriff verwendet wird, aber kaum genauer bestimmt worden ist. Vielmehr werde mit ihm eine theoretische Leistungsfähigkeit anvisiert, zwischen Schismen herkömmlicher Theorien wie der Subjekt-Objekt-Trennung, dem Struktur-Prozess-Problem oder auch dem Idealität-Materialität-Gegensatz vermitteln zu können. Aber geht das, wenn Praxis selbst lediglich ein vager Terminus bleibt, der unklar lässt, worin Praxis besteht?

An anderer Stelle (Corsten 2020) habe ich einen Vorschlag unterbreitet, die Sachverhalte der Praxis ausgehend von drei Grundannahmen zu untersuchen. Demnach beruhte Praxis auf (1) einer symbolischen Geltungskraft, (2) sei stets in einem mehrpersonalen Vollzug von Tätigkeiten begründet und (3) verdanke sich der Verankerung in einem historisch generierten Hintergrund kollektiv verfügbarer Bedeutungszusammenhänge.

Gleichwohl bedürfen diese Grundannahmen einer weiteren Diskussion. Selbstverständlich lässt sich hinsichtlich der symbolischen Geltungskraft an Schatzki (2001: 53) anknüpfen, der Praxis als »organized by a pool of understandings« bezeichnet, und konstatiert, dass »social orders (...) possess (...) meaning.« (ebd.) Aber mit seiner Übersetzung der Praxis als »set of doings« klärt Schatzki eben doch nicht, wie »to do« und »doings« zu begreifen sein sollen. Es reicht nicht, Praxis als immer schon komplex zusammengesetztes »set of doings« zu unterstellen und damit die Nicht-Zerlegbarkeit der Praxis zu postulieren.

Schatzki und wahrscheinlich auch andere Vertreter:innen einer primär kulturalistischen Praxistheorie (prototypisch Reckwitz 2000) ziehen hier die erste Grundannahme, dass Praxis auf symbolischer Geltung beruht, vorschnell mit der dritten Grundannahme, dass diese aus einem überlieferten und zur Verfügung stehenden kulturellen Reservoir problemlos oder routinemäßig geschöpft werden könnte, zusammen. Dies ist mit Argumenten der »Unbestimmtheit des Sozialen« (Vielmetter 1998) und der »Instabilität der Praxis« (Schäfer 2013) bestritten worden.

Die Vermutung, die ich hier als Leitfaden für die Lektüre der Beiträge dieses Bandes anbieten möchte, lautet, dass sich die Praxistheorie durch ihre Lösung des Zusammenhangs zwischen den einzelnen Bruchstücken oder Zügen des Tuns (waschen, schneiden, färben, föhnen) und einer

Tätigkeit (eine neue Frisur machen) von ihren Alternativen (Verhaltens- oder Handlungstheorien) unterscheidet. Praxistheorien wollen dem Impuls widerstehen, Praxis in individualisierte Handlungen oder Verhaltensweisen zu zerlegen. Die Grundeinheit der Praxis ist irreduzibel multipersonal – ein »acting in concert« (Burke 1770/1976).

Gleichwohl widerstrebt die Praxistheorie auch der Versuchung, Praxis holistisch als System oder als geschlossenes Muster von Regeln oder als eine teleo-affektive Ordnung zu verstehen, auch wenn dies Formulierungen bei Wittgenstein oder Schatzki beispielsweise nahelegen. Die Differenz zu Struktur- und Systemtheorien besteht in einer abweichenden Sicht von Zeitlichkeit und Kontingenz.

Dadurch gerät die Praxistheorie allerdings in die Schwierigkeit, Phänomene der Praxis zu begrenzen, um nicht der Versuchung zu erliegen, Praxis als ›Catch-All‹ oder ›One-Size-fits-All‹-Kategorie zu verwenden. Es geht also um die Frage, welche Phänomene noch sinnvoll und angemessen im Rahmen einer Praxistheorie geklärt werden können, also vom Standpunkt eines Begreifens der Ausübung von Praxis aus, und an welchen Stellen dieser Ansatz verlassen und Anleihen womöglich bei anderen Theorien gemacht werden sollten.

Die Beiträge dieses Bandes verbinden somit einerseits die Klärung des Praxisbegriffs anhand der Analyse konkreter Gegenstandsprobleme und prüfen damit andererseits auch die Reichweite der Verwendung eines praxistheoretischen Zugangs. Insofern ist das Konzept der Praxis als Theorieangebot durchaus anschlussoffen für weitere und andere Theorien, aber nicht in beliebiger Form. Fraglich kann zudem sein, ob sich Kernbestände einer praxistheoretischen Argumentation auch in andere Theorien umformulieren lassen. Gehen wir dies nun anhand der Beiträge dieses Bandes durch.

Wege der Klärung von Praxis

Der Frage nach dem Klärungspotenzial des Praxisbegriffs, die eng mit der philosophischen Herkunft dieses Konzepts zusammenhängt, geht Katrin Wille nach. Philosophie ist aus ihrer Sicht ein fortgesetztes »Doing Klarheit«. Es ist mit hochselektiven kommunikativen Praktiken verbunden, die sich keineswegs nahtlos in jedweden sozialen Kontext übertragen lassen. Die Gesprächspraktiken einer Cocktail-Party vertragen sich meistens nicht gut mit Versuchen, die Sätze und Begriffe philosophisch zu klären, die Gäste solcher Zusammenkünfte miteinander austauschen. Dies wäre vor allem sozial unangemessen, setzt es doch die Gäste, die sich auf der Cocktail-Party im Rahmen eines zwanglosen Austausches begegnen, unter intellektuellen Hoch- und Konkurrenzdruck. Praxistheorie ist für Katrin Wille eine offene Begriffskonstellation, in der Begriffe von

Sachverhalten des Tuns zueinander in Beziehung gesetzt werden: »Praxis, Praktiken, Praxisformen, Übung, Habitus, Vollzugs- und Reflexionsperspektive.« (Wille idB: 27/28). Bemerkenswert ist hier, dass über die Sachverhalte der Übung und des Habitus die Praxis auf einer körperlichen Formations- und Transformationsebene gezogen wird. Dies geschieht durch Anleihen in der Theorie von Pierre Bourdieu, die Praxis eben nicht nur als symbolische Kraft, sondern als Zusammenspiel aus symbolischen und nicht-symbolischen Kräften bestehen sieht. Soziale Klassifikation heftet sich an den Körper; insbesondere an der körpersymbolischen Kategorie des Geschlechts und der Distinktionspraktiken der Geschlechter zeige sich – so Katrin Wille – in der Philosophie im »Doing Klarheit«, dass Frauen phänotypisch beschrieben werden.

Klarheit ist die Legitimationspraxis der Philosophie und zugleich auch »symbolische Gewalt«, die vermeintlich Unklares ausschließt. Mithilfe einer »praxistheoretischen Selbstkritik des Philosophierens« (Wille idB: 25) ließe sich darüber aufklären. Willes Beitrag veranschaulicht somit gleich, dass in der Reflexion einer Praxis über diese hinausgedacht werden kann, und es fragt sich, ob etwa das Denken von Körperlichkeit in Bourdieus Konzept oder in anderen Praxistheorien schon über eine praxistheoretische Bestimmung hinausgehen muss.

Lucilla Guidi greift ausgehend von Wittgenstein und Heidegger zwei weitere Probleme der Praxistheorie auf: das der Historizität und das der Regelmäßigkeit der Praxis, die sie in der »Undurchsichtigkeit erworbener Praktiken« und in der »Offenheit der Praxisvollzüge« (Guidi idB: 47/48) beobachtet. Auch bei ihr spielt der Aspekt der Körperlichkeit im Prozess der »Abrichtung« im Sinne Wittgensteins eine wichtige Rolle. Dabei versteht sie unter der »Grundlosigkeit«, aus der sie den Begriff der Kontingenz ableitet, den Sachverhalt, den Bourdieu & Passeron (1973) als »kulturelle Willkür« der pädagogischen Arbeit bezeichnen. Sie fassen den Erziehungs- oder Sozialisationsprozess insoweit als »grundlos« auf, als er durch eine vorherrschende Kultur nicht hinreichend begründet (im Sinne von legitimiert) werden kann. Gleichwohl ist die kulturelle Willkür der pädagogischen Arbeit für die Formation eines Habitus ›be-gründend‹ im Sinne von ›ursächlich‹. Die Wiederholung der Übung bzw. des Abrichtens oder der Praxis bedeutet allerdings nicht, dass die Praxis starren Mustern der Regelbefolgung entsprechen müsste. Dies ist sowohl bei Wittgenstein als auch bei Bourdieu nicht gemeint (Bouveresse 1997). Das zeitliche Problem der Re-Aktualisierung eines Tuns, das als »Prozess des Handelns und Affizierens der erworbenen Möglichkeiten (...), in der Reversibilität von Aktivität und Passivität bzw. im ›geworfenen Entwurf‹ sowie in der Zusammengehörigkeit von Identität und Differenz« (Guidi idB: 61) gedacht werde, fasst Guidi im Anschluss an Marchart (2010) als »notwendige Kontingenz« auf. Guidi gibt hier der Praxistheorie das Problem auf, zu welchem Grad Praxis als kontingent, als willkürlich und haltlos vermutet werden kann, um als Praxis überhaupt noch reversibel iterierbar zu

sein. Anders ausgedrückt: Inwiefern kann die Transformation der Praxis dann noch eine Formation von Praxis sein?

An der Frage des Grunds der Praxis knüpft auch der Beitrag von Andreas Hetzel an. Allerdings verortet er diese Problematik in einer anderen Aufgabe und knüpft zudem an eine wesentlich ältere Theorietradition an. Mit dem Nachvollzug des Aristotelischen Praxisbegriff setzt sich Hetzel einen doppelten Anspruch: Er will erstens die ästhetischen Momente oder Potentiale einer jedweden Praxis aufdecken und damit die Praxistheorie in allgemeiner Hinsicht anreichern, und zweitens möchte er die Ästhetik praxistheoretisch rekonstruieren. Durch die praxistheoretische Grundlegung könne eine dabei vereinseitigte neuzeitliche Sicht der Ästhetik, die Hetzel exemplarisch an Kants »interesselosem Wohlgefallen« bemerkt, überwunden werden.

Der wesentliche Zug in Hetzels Klärung der Praxis besteht darin, dass er mit Aristoteles und insbesondere einer neueren Interpretation durch Michael Thompson zeigt, dass die Praxis weder als grundlos angesehen werden muss, noch einen Grund in etwas anderem benötigt, sondern sich selbst Grund sein kann, im Sinne einer autogenen Praxis. Dadurch kann sich die Beschreibung der Praxis einer kausalistischen Suche nach einem Urgrund (wo nach Wittgenstein nur beschrieben werden müsste) entledigen und auch einer legitimatorischen (oder finalistischen) Begründung durch letzte Ziele. Die Praxis ist, was sie ist, und entfaltet ihre Gründe in sich. Gleichwohl bliebe dann die Frage der Unterscheidung der Praxis von anderen Formen des Handelns, Verhaltens und Tuns. Und diese verfolgt Hetzel (wie übrigens auch Hannah Arendt) ganz dezidiert an der Aristotelischen Unterscheidung von Handeln und Herstellen (*praxis* und *poiesis*), indem er neuere zeittheoretische Klärungen dieser Abgrenzung nachvollzieht. Durch die Auszeichnung der Praxis gegenüber dem Herstellen glaubt Hetzel, an dem neueren practice turn in der Soziologie und Sozialtheorie einen Ausweg gegenüber »funktionalistischen und strukturdeterministischen Erblasten« (Hetzel idB: 71) aufweisen zu können.

Irritation und Alterität – Orte und Situativität als Beschreibungsmodi der Praxis

Praxis kann aber auch in der Weise geklärt werden, dass sich ihr – als Sachverhalte, Phänomene oder Formen des Tuns – in konkret beschreibender Perspektive genähert wird. Dabei kann gefragt werden, ob bestimmte Kennzeichen der Praxis in den Beschreibungen eine besondere Akzentuierung – Hervorhebung – verdienen.

Das von Guidi mitverhandelte Problem von »Identität und Differenz« taucht bei Marie-Cécile Bertau wieder auf in den Begriffen der »Alterität

und Irritation«. Diese Nuance kann sehr wohl als eine Verschiebung gelesen werden. Wenn Praxis irreduzibel multipersonal ist, dann wäre das Moment der Alterität und die Möglichkeit der Irritation unausweichlich. Es sei denn, das Ensemble der Personen würde aus lauter gleichen oder gleichgemachten Wesen bestehen. Soziologisch ließe sich hier sofort an etwas wie Un/Doing Un/Gleichheit denken. Muss also Praxis notwendig so gedacht werden, dass Doing Gleichheit ausgeschlossen ist, dass also Personen innerhalb einer miteinander geteilten Praxis nicht gleich oder als Gleiche behandelt werden können? Oder sind sie im Vollzug von etwas Gleichem wie etwa dem Sprechen einer gleichen Sprache doch immer wieder von Alterität irritiert? Ist der, die oder das Andere der »Irritant«, die Möglichkeit, dass irritierende Reize immer wieder Teil von Praxis sind? Dann aber fällt im Denken der Alterität der Praxisbegriff auseinander in eine ontologisch »nicht-ichige« oder irreduzibel multipersonale Praxis, die epistemisch den Blickwinkel abtrennbarer Subjekte (Ich-Wesen) unterstellen muss, um zur Wahrnehmung der Anderen als Relata der Sprachpraxis zu gelangen. Das darunter liegende Problem besteht in der Differenz, die Alterität in der Multipersonalität mutualistisch oder kollektivistisch zu denken.

Am konkreten Gegenstand politischer Protest- und Widerstandsbewegungen greift Robert Schmidt wie Lucilla Guidi das Denkangebot Oliver Macharts auf, das Soziale theoretisch als »ultimativ grundlos« und insofern unter dem Gesichtspunkt eines »ontologischen Strittigkeitscharakters« (Machart 2013: 31) zu begreifen. Robert Schmidt hat hier Situationen vor Augen, die als »politische Bewährungs- und Kraftproben im Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit« (Schmidt idB: 120) stehen. Zur exemplarischen Veranschaulichung widmet er sich dabei dem Fall der Besetzung der Kreuzberger Gerhart-Hauptmann-Schule im Juni 2014. Ziel ist es, den theoretischen Rahmen einer praxeologischen Orts- und Situationsbeschreibung zu bestimmen. Drei Blickschneisen hält Schmidt dabei für relevant, um das für den soziologischen Situationismus klassische Thomas-Theorem praxeologisch und relationistisch zu spezifizieren. Die Gelingensbedingungen – oder umgekehrt die Umschiffung von Unglücksfällen (John L. Austin: infelicities) –, die innerhalb der Situation moduliert würden, seien innerhalb materialer Situationsanalysen auf drei Ebenen näher zu skizzieren: erstens (mit Bezug auf Randall Collins) als Ausrichtung der Situationsteilnehmer:innen auf ein affektives Aufmerksamkeitszentrum; zweitens mit Karin Knorr-Cetina als »synthetische Situation« der Überlagerung von face-to-face und face-to-screen-Beziehungen; und drittens mit Boltanski/Thévenot als »fortlaufende Ver- und Entwirklichung, Infragestellung, als Realitätsprüfung und Rechtfertigung« (Schmidt idB: 127).

An Schmidts Beitrag lässt sich dabei die Frage richten, wie weitreichend ein solcher praxeologischer Situationismus zu begreifen ist. Handelt es

sich bei den drei Blickschneisen um eine sozial-epistemologische Grundeinstellung zur Beschreibung aller Arten von Situationen, oder wird der Ansatz wie im exemplarisch gewählten Beispiel doch ontologisch auf eine in bestimmter Weise ausgeprägte soziale Situation beschränkt?

Eine andere Form der Situietheit der Praxis nimmt sich der Beitrag von Melanie Pierburg vor. Während Bertau das Subjekt in der Sprache als Relatum der anderen in der Sprache situiert, ist für Pierburg das Subjekt Teil einer mehr oder weniger vertrauten gelebten Welt, das im Mittun in der Welt besteht. Dieses Mittun vollzieht sich wie auch schon Guidi vermutet in der Wiederholung, der Iteration von Routinen und kann jedoch auch Brüche in den Routinen erfahren, also im Sinne Bertaus irritiert sein. Für Pierburg ist dieser Lebensvollzug jedoch basal Teil einer Innenwelt der Erfahrung, die in Form von Beschreibung wieder Gegenstand der Erfahrung werden kann und dabei transformiert wird. Damit greift Pierburg die Ethnographie als Praxistheorie auf, die an der »Befremdung der eigenen Kultur« (Hirschauer/Amman 1997) ansetzt. Pierburg bezieht sich dabei auf die aktuelle Situation der Pandemie, die als Irritant einer alltagsweltlichen Normalerfahrung aufgefasst werden kann. Die Umstellungen der Pandemie treten bei ihr als ein Anhalten, Bremsen und Herunterfahren der Lebenspraxis auf, und zugleich läuft der Alltag als Lebenszeit unausweichlich weiter und führt die Akteure in Situationen der Praxis, die als Irritation erfahren und durch die Ethnographie (Beschreibung des alltäglichen Tuns der Leute) begriffen werden können. Pierburg führt dabei die Autoethnographie als einen möglichen Beschreibungs- und Reflexionsmodus der Praxis vor.

Ästhetische Dimensionen und Felder der Praxis

Die Beiträge von Kathrin Audehm, Volker Schubert, Jens Schmidt und Friedrich Weltzien fokussieren in jeweils unterschiedlichen Dimensionen oder für je bestimmte Felder konkrete Problematiken ästhetischer Praxis. Ästhetik lässt sich dabei als selbstreflexive Bewegung der symbolischen Praxis denken, die darin besteht, die Wahrnehmbarkeit der Wahrnehmung zum Gegenstand einer von sonstigen Handlungsbezügen entlasteten Praxis zu machen. Dies ermöglicht ihnen, in sich selbst ihren Grund zu finden – wie Hetzel es denken würde. Man kann diese selbstreferentielle Bewegung wie Dirk Baecker (2000) als Kennzeichen einer jeden Kultur ansehen, die in der Kommunikation von Beobachtungen der Differenz von Beobachtung und Nicht-Beobachtung besteht. Und so der Kultur eine grundlegende Tendenz zu kritischer Beobachtung ins Stammbuch schreiben.

Kathrin Audehm knüpft an eine andere praxistheoretische Tradition, die kultur- und sozial-anthropologische Untersuchung von Ritualen

an. Rituale sind außeralltägliche Praxisformen, die sich ebenfalls durch das Moment der Iteration, der Wiederholung praktischer Schemata auszeichnen, und damit enthalten sie die von Bertau und Guidi behandelte Problematik von Identität und Differenz bzw. Alterität und Irritation. Gleichwohl wird durch den Bezug auf Victor Turners Begriff der Liminalität – der Vorstellung eines Schwellenzustands – das Problem verschoben auf die Differenz von »Struktur und Anti-Struktur« (Audehm idB, Turner 1984). Turner geht davon aus, dass im Ritual gesellschaftliche Normen ganz explizit außer Kraft gesetzt werden, indem das Verbotene, Nicht-Erlaubte getan werden darf. Das Ritual werde als vorübergehender Schwellenzustand zeitlich begrenzt und aus dem Kontext der normalen, alltäglichen Lebenspraxis externalisiert. Am Beispiel des Tanzens veranschaulicht Audehm, dass im Prozess des Agierens im Ritual eine doppelte Perspektivik des Tuns möglich wird, so wie es eine von ihr zitierte Raverin im Interview ausdrückt: »Dann war man mittendrin, aber man war auch irgendwie obendrüber.« Im Schwellenzustand des ekstatischen Raves ergibt sich die Wahrnehmung, die eigene Praxis wahrzunehmen und sich mit dieser Wahrnehmung erneut in die wahrgenommene Bewegung hinein zu begeben. Gleichwohl bleibt dieses ästhetische Erlebnis des Flows an soziale Vorbedingungen des Vertrauens und der Absicherung im Sinne einer Bemächtigung der Situation gebunden.

An ganz ähnliche Ergebnisse knüpft Volker Schubert in seinem Beitrag an, treibt jedoch die Frage in eine andere Richtung weiter. Wird ein solches, ästhetisches Erlebnis des situativen Flows bei der Ausübung einer Praxis Ausgangspunkt ästhetischer Bildung? Wenn ja, an welche Vorbedingungen wäre dies gebunden? Wenn Schubert so fragt, dann hält er die Veränderung des Subjekts in einer Weise für möglich, die für das Subjekt nicht nur Habitualisierung von etwas, sondern auch Zugewinn, Steigerung, Verfeinerung von Vermögen sein kann, Praxis auszuüben und sich in der Ausübung von Praxis zu erkennen, selbst zu begreifen, zu reflektieren vermag. Schubert schließt hierbei an den klassischen Pragmatismus von John Dewey (und Friedrich Schiller) an, verbindet diese aber auch mit neueren Ansätzen zur Beschreibung von Popkultur, etwa Simon Frith oder Kasper Maase.

Schubert bringt mit dem Begriff des Berührtseins – einer verblassten Wortzusammensetzung – ein Denkmotiv ins Spiel, mit dem wir uns auch nochmals auf die Beiträge von Bertau, Pierburg und Audehm zurückbeziehen können. Das Vermögen dem Berührtsein von einem Tun Ausdruck verleihen zu können, lässt sich als Quelle der symbolischen Kraft oder Gewalt ansehen, von der Bourdieu spricht. Damit wäre sie keine reine kulturelle Willkür, sondern auch Erfahrung des Affiziertwerdens von einem Ethos der von der kontemplativen Wahrnehmung eines Tuns oder eines Gegenstands ausgeht. Für Schubert ist dabei eine grundlegende Bedingung, dass Praxis die Gelegenheit von Selbstaufmerksamkeit bietet.

Gedichte oder Tonleitern mögen sich durch Üben, Üben, Üben einrichten lassen. Aus dieser Praxisvorstellung mag Wittgenstein sein Bild der Abrichtung gewonnen haben. Bourdieu hat sein Habituskonzept nicht allein auf diese Art der Übung gebaut, wie Schubert mit Audehm (2017) reklamiert. Um vom Ethos der Praxis affiziert zu werden, muss innerhalb der Praxis die Aufmerksamkeit des Tun auf den:diejenige gerichtet werden können, die sich im Tun erfährt, von ihrem Tun berührt werden und sagen kann: »da habe ich es auch geliebt, vorne dann in der ersten Reihe auf diesem Podest da zu tanzen.« (Raverin Patricia, zitiert in Corsten 2001).

Genau auf dieser Ebene des Affiziertwerdens bewegt sich auch Jens Schmidt, wenn er die Rezeptionspraxis von Ästhetik ökologisch zu begreifen versucht. Am Beispiel einer Klang-Raum-Installation mit Chatbot führt er die Bedeutung nicht nur der Situiertheit in einer Praxis vor, sondern rekonstruiert die Situiertheit der Praxis in einem weiteren physischen Setting von Raum-Akustik-Bedingungen. Der Eintritt in diesen Klangraum ist hinsichtlich der Praktiken, die dort unter den Anwesenden entstehen, ergebnisoffen. Es kann zu Formen des Sich-Anvertrauens an die algorithmisch iterierte Raum-Klang-Wechselwirkung führen, aber auch zu Indifferenz, Selbstbeschäftigung, Vorsicht oder gar Misstrauen. Auf diese quasi-experimentelle Weise veranschaulicht Jens Schmidt in gewisser Weise, wie die Ausprägung der vier Bedingungsdimensionen, die Schubert (idB: 191) mit dem FASS-Modell benennt, zu Variationen irritierter Praxis, aber wahrscheinlich nicht zu dem führen, was Schubert Bildung nennen würde. Die Handlungsvermögen, die Schubert als »Fingerfertigkeit« und »Alphabetisierung« bezeichnet, dienen dem Zugriff auf Komplexität als Vielfalt, die in ihrer Komplexität von den Teilnehmer:innen der Praxis gelesen und re-artikuliert werden kann. Erst auf der Grundlage einer so rudimentär verfügbaren, allen gleichermaßen leicht zugänglichen Sprache, kann im Rahmen der Praxis etwas begriffen werden oder das Selbst für sich und die anderen freischwebende Aufmerksamkeit entfalten, eine Sprache für den Ausdruck der eigenen Erfahrungen zu finden – so wie dies in Pierburgs Protokoll der Corona-Erfahrungen dokumentiert und reflektiert wird. Dem Quasi-Experiment mit dem Chatbot ist die grundierende Erfahrung der Vertrautheit mit der Umgebung nicht sicher, wie dies etwa den tanzenden Raver:innen im Beispiel von Audehm gegeben war. Gleichwohl weist der Beitrag von Jens Schmidt gerade deshalb die Bedeutung einer die Praxis umgebenden Ökologie der Praktiken nach. Das, was Schubert im FASS-Modell als Vorbedingungen der Praxis benennt, ist demnach nicht schon Bestandteil der Praxis selbst, sondern seine soziale, institutionelle und bio-physische Voraussetzung. Es handelt sich also um etwa das, was Foucault (1974) als »Dispositiv« oder Bourdieu als »institutionalisierte Ausübungsbedingungen« bezeichnen würde. Jens Schmidt interessiert sich für die Entstehung eines »situiereten Wissens« (Haraway 1995) durch Aushandlungen und Vereinbarungen

innerhalb von raum-physisch-arrangierten »Soziotopen²«. Im Rahmen einer ökologischen Perspektive wie Jens Schmidt sie mit Isabelle Stengers (2010) einnimmt, bliebe die Gestaltbarkeit solcher Arrangements und der in ihnen ausgelösten Prozesse nur begrenzt durch eine ›human agency‹ kontrollierbar, sondern immer auch von einer ›non-human agency‹ mitbedingt, die aber womöglich im Kontext der Praxis erfasst – und so womöglich in gewisser Weise auch begriffen – werden kann. Dies jedoch bleibt eben kontingent.

Mit dem zumindest aus konventioneller Sicht Gegenstück der Rezeptionspraxis – der »Produktionsästhetik« befasst sich Friedrich Weltzien in seinem Beitrag. Seine Ausgangsthese ist, dass sich die »Rahmenbedingungen« der Produktion »stets und notwendig in allen kreativen Praktiken abbilden.« (Weltzien idB: 220) Auch wenn Weltzien sich gegen Bourdieu absetzt, so versteht er doch ähnlich wie er Praxis als »undicht begrenzten Raum, in dem viele Kräfte eingehen« und betont eben auch die nicht-symbolischen, materiellen und strukturellen Kräfte der Praxis. Damit schließt er sich auch den neueren Entwicklungen von performativen und neo-materialistischen Ansätzen an, nicht zuletzt ähnlich wie Jens Schmidt, den Programmatiken von Latour oder Haraway, die er dann weniger in einer ökologischen, sondern »posthumanen« Perspektive a la Braidotti (2016) denkt und dabei explizit an Haraways Rede vom »Tun als steter Co-Kreation« (Weltzien idB: 225) anschließt. Ebenfalls sucht er darin das praxistheoretische oder vielleicht sogar besser: praxis-ethische Erbe des Marxismus zu integrieren, für das er durchaus auch Parallelen zu Nietzsche sieht. Letztlich geht es um die Betonung von »Werden statt Sein«. Inwiefern jedoch diese Perspektive auf die Prozesse des Schaffens diese auch kritisch-vergleichend begreifen, um nicht in eine Praxis der Produktion bzw. des Schaffens um des Schaffens willen hineinzugleiten, dürfte eine, vielleicht die Aufgabe der »Produktionsästhetik als Methode« in Weltziens Programm sein. Ein selbstständiges Schaffungsmotiv wäre dabei übrigens kein Grund der Praxis in sich selbst (im Hetzels Sinn), sondern eine kulturelle Leitfigur der Moderne, die der Praxis über eine freigesetzte Vorstellung von Produktivität als Maßstab allen Tuns übergestülpt würde.

Fragen an die Ansprüche der Praxistheorie

Am Ende des Bandes finden sich Beiträge, die mit gewissen Zweifeln auf die Praxistheorie blicken. So erörtert Franziska Ipfelkofer die aus ihrer Sicht ›paradoxen Ansprüche‹ der neueren Programmatiken von Theorien sozialer Praxis an Positionen, die in Bedorf & Gerlek (2019),

2 Den Begriff verdanke ich einem Einfall von Erwin Dumic. Vgl. Corsten et al. 1997.

Alkemeyer et al. (2015) und Schatzki et al. (2001) versammelt wurden. Diese Paradoxie entdeckt Ipfelkofer besonders in einem einerseits postulierten methodologischen (oder epistemologischen) Minimalismus der praxisanalytischen Ansätze, denen an einer Vermeidung substantialistischer Bestimmungen gelegen sei, der jedoch andererseits mit einem holistischen Verständnis verbunden werde, das in Bezug auf den Gegenstand (in ontologischer Hinsicht) beibehalten bleibe. »Das Anliegen«, so Ipfelkofer (idB: 261), »scheint paradox: gerade die Reduktion komplexer, vielschichtiger Ontologien und Epistemologien der Praxis soll die Kontingenz des Sozialen genauer erfassen«. Im Versuch, aus einer theoretisch (epistemisch) relativ voraussetzungslosen Haltung, Praxis aus sich heraus zu begreifen, erzeugten die neueren Ansätze der Praxistheorie eine von ihnen zwar negierte Vorstellung der »Praxis als solche« (Ipfelkofer idB). Allerdings würden die »empirischen« bzw. »objektiven« Dimensionen der Praxis auf der Gegenstandsebene der Untersuchung aufgewertet, ohne jedoch diese Dimensionen theoretisch einführen und begründen zu können. Allenfalls würden bestimmte Bezugspunkte wie z.B. »relative Offenheit« oder »Kontingenz« voluntaristisch als Ausrichtung des Ansatzes gesetzt. Ipfelkofer diskutiert insofern die Frage, die bereits hinsichtlich des Beitrags von Robert Schmidt angedeutet wurde: inwiefern tendieren Praxistheorien zum universellen Postulat einer epistemischen Einstellung, die jedoch anhand von Gegenständen des Sozialen gewonnen wurde, die ontologisch begrenzt (oder anders gesagt: spezifische Fälle der Welt) sind.

Auf andere Weise äußert auch Gregor Bongaerts in seinem Beitrag Skepsis an der theoretischen Bestimmung der gegenwärtigen Welle der Praxisansätze. Allerdings positioniert er sich dabei in einer theoretischen Zwischenposition, indem er Übereinstimmungen, Divergenzen im Grenzbereich von Handlungs-, Verhaltens- und Praxistheorie auslotet. Zudem holt er mit dem Begriff der Zurechnung über Jürgen Frese auch kybernetische, wenn nicht basal systemfunktionalistische Figuren in die Aufschlüsselung des Praxisbegriffs hinein. Zumindest geht Luhmanns zentraler Begriff der Anschlussfähigkeit auf Freses Idee der Anschließbarkeit zurück. Handeln als »Prozessatom«, das »als Veränderung der Situation zwischen zwei Zeitpunkten beobachtbar ist« (Bongaerts idB: 272), wird wie Akteure und deren Bewusstsein »begrifflich in die Situation verschoben«, die »als der Zusammenhang von materiellen Dingen und den bewussten Orientierungen beschrieben« (ebd.) werde. Das klingt wie eine sehr frühe Isabelle Stenger oder ein früher Bruno Latour. Diese Art der Beobachtung von »Situationsgegebenheiten« integriert dann sowohl zeichentheoretische Beschreibungen von Zurechnungsphänomene bei C.S. Peirce wie die weiteren praxistheoretischen Kategorien »Routinewissen, ... Habitus, das gesamte nicht-bewusste bzw. implizite Wissen, das angerufen wird, um die Handlungsprozesse voranzutreiben.« (Bongaerts idB: 273). Bongaerts muss oder will sich hier nicht weiter festlegen, wahrscheinlich auch um in sozial-ontologischer Hinsicht sparsam zu bleiben und umgekehrt (soziale)

Welten zu öffnen für eine Analyse als Resultat einer oder genauer »ihrer jeweiligen Zurechnungsgeschichte« (ebd.).

Literatur

- Alkemeyer, Thomas/Schürmann, Volker/Volbers, Jörg (Hg.) (2015): *Praxis denken. Konzepte und Kritik*, Wiesbaden: VS Springer.
- Audehm, Kathrin (2017): »Habitus«, in: Budde, Jürgen/Hietzge, Maud/Kraus, Anja/Wulf, Christoph (Hg.), *Handbuch Schweigendes Wissen. Erziehung, Bildung, Sozialisation und Lernen*, Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 167–178.
- Baecker, Dirk (2000): *Wozu Kultur?* Berlin: Kadmos.
- Bedorf, Thomas/Gerlek, Selin (Hg.) (2019): *Philosophien der Praxis. Ein Handbuch*, Tübingen: Mohr Siebeck.
- Bourdieu, Pierre/Passeron, Jean-Claude (1973): *Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1987): *Sozialer Sinn*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bouveresse, Jacques (1997): »Was heißt ›auf die gleiche Weise fortsetzen?«, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 45, S. 375–391.
- Burke, Edmund (1976): Thoughts on the Cause of Present Discontent (1770), in: Hill, Brian W. (Hg.), *Edmund Burke, On Government, Politics and Society*, New York: Int. Library, S. 75–119.
- Calhoun, Craig/Sennett, Richard (Hg.) (2007): *Practicing Culture*, New York: Routledge.
- Corsten, Michael (2001): »Was hält Szene-Events in Schwung?«, in: Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (Hg.), *Techno-Soziologie*, Opladen: Leske+Budrich, S. 97–118.
- Corsten, Michael (2020): »Zur symbolischen Geltungsweise sozialer Praxis«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 49 (1), S. 11–27.
- Corsten, Michael/Hofer, Julia/Kruse, Kerstin/Dumic, Erwin/Herma, Holger (1997): »Techno – Eine grundlose Jugendkultur – Interviews mit Szenegängerinnen, die sich nicht bestimmen lassen wollen«, in: *Deutsche Jugend* 45 (7–8), S. 323–331.
- Diaz-Bone, Rainer (Hg.) (2011): *Soziologie der Konventionen. Grundlagen einer pragmatischen Anthropologie*, Frankfurt am Main: Campus.
- Elberfeld, Rolf/Krankenhagen, Stefan (Hg.) (2017): *Ästhetische Praxis als Gegenstand und Methode kulturwissenschaftlicher Forschung*, München: Fink.
- Foucault, Michel (1974): *Die Ordnung des Diskurses*, Berlin: Ullstein.
- Gebauer, Gunter/Wulf, Christoph (Hg.) (1993): *Praxis und Ästhetik*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Haraway, Donna (1995): »Situierendes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive«, in: Hammer,

- Carmen/Stieß, Immanuel (Hg.), *Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt/New York: Campus Verlag.
- Hillebrandt, Frank (2014): *Soziologische Praxistheorien*, Wiesbaden: VS.
- Hirschauer, Stefan/Amman, Klaus (Hg.) (1997): *Das Befremden der eigenen Kultur*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Joas, Hans (1992): *Die Kreativität des Handelns*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Knorr-Cetina, Karin (2009): »The Synthetic Situation: Interactionism for a Global World«, in: *Symbolic Interaction* 32 (1), S. 61–87.
- Leont'ev, Aleksei N. (2012): *Tätigkeit – Bewusstsein – Persönlichkeit*, Berlin: Lehmanns.
- Nagel, Thomas (1986): *The View from Nowhere*, Oxford: Oxford University Press.
- Reckwitz, Andreas (2000): *Die Transformation der Kulturtheorien*, Weilerswist: Velbrück.
- Rorty, Richard (1992): *Kontingenz, Ironie und Solidarität*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Joas, Hans (Hg.) (2000): *Philosophie der Demokratie. Beiträge zum Werk von John Dewey*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sandbothe, Mike (Hg.) (2000a): *Die Renaissance des Pragmatismus*, Weilerswist: Velbrück.
- Sandbothe, Mike (2000b): »Die pragmatische Wende des linguistic turn«, in: ders. (Hg.), *Die Renaissance des Pragmatismus*, Weilerswist: Velbrück, S. 96–126.
- Schäfer, Hilmar (2013): *Die Instabilität der Praxis*, Weilerswist: Velbrück.
- Schatzki, Theodore/Knorr-Cetina, Karin/Savigny, Eike von (Hg.) (2001): *The Practical Turn in Contemporary Theory*, London: Routledge.
- Schmidt, Robert (2012): *Soziologie der Praktiken*, Berlin: Suhrkamp.
- Stengers, Isabelle (2010): *Cosmopolitics I*, Minneapolis: University of Minnesota.
- Taylor, Charles (1993): »To Follow a Rule«, in: Calhoun, Craig/LiPuma, Edward/Postone, Moishe (Hg.), *Bourdieu: Critical Perspectives*, Cambridge: Routledge, S. 45–60.
- Thompson, Michael (2011): *Leben und Handeln*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Turner, Victor (1984): *Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur*, Frankfurt am Main: Campus.
- Vielmetter, Georg (1998): *Die Unbestimmtheit des Sozialen*, Frankfurt am Main: Campus.
- Wittgenstein, Ludwig [1951] (1984): *Philosophische Untersuchungen*, in: Werkausgabe Band 1, Frankfurt am Main: Suhrkamp.